

Auch an Rhein und Ahr kam früher der „Klapperstorch“

Rosemarie Bongart

In unserer kleinen Gasse in Sinzig lebten in der Zeit um 1940 viele Kinder. Es gab sie noch die Großfamilien mit sechs, acht und mehr Kindern. Die Häuser und Wohnungen waren durchweg zu eng zum Spielen für eine so große Kinderschar. Da kaum Autos fuhren, war die Straße ein idealer Spielplatz.

Meistens am Nachmittag traf man sich. Auf einen Pfiff hin vom Nachbarsjungen, der schon etwas älter als wir 9- und 10-Jährigen war, erfolgte der Aufbruch.

In unserer „Horde“, so nannte mein Vater unsere Gruppe, spielte auch ein Mädchen, das genauso alt wie unser „Anführer“ war, eine führende Rolle. Unsere stets prompte Reaktion auf den „Pfiff“ veranlasste unsere Mutter zu dem Ausspruch: „Ech wünsch, ihr dät esu op meng Rofé folje“.

Damals waren nur wenige Häuser durch Türen an Vorgärten abgesichert. Man hatte also von der Straße aus stets freien Zugang zu den Hinterhöfen mit Schuppen und kleinen Ställen. Das erwies sich als sehr praktisch für uns, falls es regnete. Dann bot ein Stalldach vor einem Ziegen- oder Schweinestall Schutz. Meistens lagen dort noch Bretter oder Brennholzstücke am Boden. Hier konnten wir uns gemächlich

niederlassen, was jedoch längst nicht jedem Nachbarn behagte: „Mat nur jo, dat ihr fottkutt!“, hieß es und bedeutete, dass wir uns eine andere Bleibe suchen mussten.

Saß man dann wieder in gemütlicher Runde, kam dieses oder jenes Thema hoch.

Nachdenklich machte, dass in einem Haus in der Nachbarschaft ziemlich oft der Klapperstorch zu Gast war. Die Zahl der Kinder wuchs fast jährlich. Der Storch hatte sich also in diesem Fall durch seine ständigen Besuche noch keine „Plattfüße“ gelaufen, wie einige erstaunt in der Runde feststellten. „Ja“, so die Abkürzung des Mädchens, das die weibliche Führung in unserer Gruppe beanspruchte, betrachtete uns durch ihren Kneifer auf der Nase geringschätzig und stellte altklug fest: „Ihr met ürem Klapperstorch, ihr hat jo noch de Eieschale henech de Uhre, et jit doch keine Klappestorch, der de Kende bringt.“

Besonders die Kleineren spitzten die Ohren. „Ja“ erzählte daraufhin, wie und warum Leben entstehen würde. Wir wurden nach ihren Ausführungen zu absolutem Stillschweigen gegenüber unseren Eltern verpflichtet, denn alles, was vor der Geburt eines Kindes geschah, war ein Tabu-Thema.

Argwohn stellte sich zu Hause ein, wenn man etwas großmäulig behauptete, über solche Dinge Bescheid zu wissen.

Als sich nun wieder unter dem Kittel der Nachbarsfrau ein kleines Bäumlein wölbte, bemerkten wir dies „sachkundig“ und sprachen mit unseren Geschwistern darüber. Wir glaubten, dass unsere Mutter nichts von unserer Unterhaltung über den zu erwartenden Familienzuwachs in der Nachbarschaft mitbekam.

Aber hellhörig geworden, fragte Mutter nach, woher wir das Wissen darüber hätten. Unter ihren strengen Blicken gab ich nach und sagte, dass „Ja“ uns das „Wunder des Kinderkriegens“ geschildert habe. Mutter war „baff“, beklagte lautstark die Verdorbenheit der Jugend. Ich dagegen fand nichts Verdorbenes daran, denn scheinbar freute man sich doch in der Nachbarschaft über das baldige Kommen eines neuen Erdenbürgers.

Mutter knöpfte sich nun auch noch „Ja“ vor, verbat sich jegliches „Geschwätz“ über solche „Sachen“. Ich hatte danach „Ja“ im Nacken. Sie bezahlte mich als „Judas“ mit einer schallenden Ohrfeige und schloss mich für eine Weile aus dem Kreis ihrer Vertrauten aus, was schmerzhafter war als die Ohrfeige.

Und bei ihrer Standpauke fuhr meine Mutter noch belehrend fort: „Wie dat es, wieste noch alles bezeit erfahre!“ Damit war die Angelegenheit in Sachen Aufklärung gelaufen, denn zu Hause, in der Schule und auch sonst in der Öffentlichkeit hielt man sich ziemlich bedeckt. Wissenswertes erfuhren wir auch weiterhin vor allem auf der Straße.

Etliche Jahre später sagte dann meine Mutter, wenn wir zum Tanzen gingen: „Komm me net jezore!“ Das bedeutete, dass wir tunlichst nichts „Verbotenes“ tun und ja nicht schwanger werden sollten. Gefährdungen gab es ja. Unweit des Helenensaales in Sinzig, wo viele Tanzveranstaltungen stattfanden, steht auch heute noch die Sinziger Linde aus dem 17. Jahrhundert. Eine Sitzbank unter dem stattlichen Baum, der allen Wirren der Zeit getrotzt hat und viel erzählen könnte, lud zum Verweilen ein. Bisweilen wurde sie zweckentfremdet.



Kinderbild vor rund 50 Jahren: Als Erklärung für das „Kinderkriegens“ wurde oft der „Klapperstorch“ ins Spiel gebracht.

So mancher forsche Bursche lud seine Tanzpartnerin dazu ein, den Saal zu verlassen, um draußen etwas „frische Luft zu schnappen“ und sich unter der Linde niederzulassen. So manchesmal blieb es nicht beim „Luftschnappen“, besonders in der Fastnachtszeit.

Nach einer eiligen Eheschließung folgte dann in der Adventszeit die stille Taufe eines neuen Erdenbürgers.

Zu den mütterlichen Ermahnungen vor Tanzveranstaltungen gehörte frühzeitig auch der Hinweis auf das Verwerfliche des „Luftschnappens“ an der alten Linde.

Heute verfügen schon die Kindergartenkinder über ein Wissen in Sachen Sexualität, das mich immer wieder erstaunt. Meine Schulkolleginnen von damals kommentieren das im Vergleich zu unserer „Aufklärung“ mit dem Ausspruch: „Mein Jott, wat woren mir domm!“

Rückblickend habe ich aber auch Verständnis für unsere Altvorderen im Umgang mit dem Thema „Aufklärung“.